

erzählen, die keiner hören will; eine Geschichte, die dieser Welt genauso unaufhaltsam entgleitet wie die Sirene selbst.

»Wie geht es dir?« Mir wird ein Plastikbecher mit Wasser angeboten, den ich ignoriere. »Du musst trinken.« Aber ich muss gar nichts. Stattdessen starre ich auf den Seiteneingang meiner Schule, durch den Menschen mit Warnwesten huschen, sich kurz unterhalten, weitergehen. Durch den eilig Menschen geschleppt werden, einer nach dem anderen. Ihre Gesichter sind teils verdeckt; vielleicht sind das die Toten. Und die ganze Zeit über warte ich auf ihr Gesicht, darauf, dass sie endlich rauskommt, darauf, dass ich sie in den Arm nehmen und nach Hause bringen darf. Doch sie kommt nicht, weder in diesem Atemzug noch im nächsten, und das, obwohl jeder einzelne mich mehr schmerzt als alles Leid dieser Erde es je könnte.

»Kann ich jemanden für dich anrufen?« Die Sanitäterin legt mir sanft eine Hand auf die

Schulter, die ich direkt abschüttle; ich würdige sie keines Blickes. »Wo ist sie?«, will ich fragen, aber aus meinem Mund kommt nichts als ein leises, stockendes Geräusch.

»Deine Eltern sollten informiert werden«, erklärt die Frau weiter.

»Wo ist sie?« Jetzt sind sie da, die Worte.

»Wer?« Der Frage folgt ein viel zu mitleidiger Blick.

»Wo ist sie?«, wiederhole ich, während wieder Sanitäter durch den Seiteneingang kommen, mit einem verdeckten Körper auf einer Trage, im Laufschrift auf uns zukommen, an uns vorbei, während mein Herz immer schneller schlägt. »Wo ist sie?«, schreie ich, springe auf, schlage die Hand der Sanitäterin an meiner Schulter weg, will losrennen, aber spüre sofort Arme um mich. Große, starke, unerbittliche Arme, die mich festhalten und mir den Atem rauben, während alles aus mir herausbricht und mein Körper unter Tränen immer wieder dieselbe Frage schreit.

Die Sanitäter laufen an uns vorbei.

Sie fahren weg.

Die Trage fährt weg.

Wie alle anderen davor.

Und mich lassen sie alleine, alleine mit den Hinterbliebenen, alleine mit der Sanitäterin und ihrem Kollegen mit den starken Armen, und während ich die Welt um mich herum wahrnehme wie durch eine dicke Glasscheibe, verliere ich jegliches Gefühl für Zeit und Raum. Sie reden auf mich ein, irgendwann fängt es an zu regnen, irgendwann setzen sie mich auf die Rückbank und fahren mit mir los, und irgendwann sitze ich in einem sterilen Sprechzimmer, bekomme viel zu viel Desinfektionsmittel auf meinen Ellenbogen gesprüht, einen Verband, tausend Fragen gestellt, die ich weder verstehe noch verstehen will und auch nicht beantworte, ich werde von irgendeiner Krankenschwester inspiziert, die erst stundenlang an meinem Verband und dann an meinen Armen und meinem Kopf

herumfummelt, ohne dass ich weiß, was sie da eigentlich tut, und am Ende, als ich es endlich geschafft habe, steht da meine Mutter im Gang.

Gut zwanzig Meter entfernt.

Mit Tränen in den Augen.

Ich lasse mich umarmen, lasse zu, dass sie in meine abgetragene Sweatjacke weint, mir über den Kopf streichelt, mit dem Arzt redet, mit der Schwester, mich irgendwann zum Auto führt. All das zieht komplett an mir vorbei, denn für mich zählt nur eines.

Cassie.

Mein Name ist Helene Mey. Ich bin fünfzehneinhalb Jahre alt. Im Mai werde ich sechzehn. Ich habe nicht viele Freunde.

Genauer gesagt zwei.

Aber das macht mir nichts aus, da ich der Überzeugung bin, dass die meisten Menschen nach meiner Definition überhaupt keine Freunde haben, sondern nur flüchtige Begegnungen für bestimmte Lebensabschnitte,

die ihnen dabei helfen, eine Zeit lang das Bild des eigenen Lebens weiterzuzeichnen, um dann zu verschwinden, ohne auch nur den Ansatz einer Signatur zu hinterlassen. Sie kommen und gehen, und was bleibt, sind mehr oder minder liebevoll gemalte Striche auf dem Gemälde eines anderen, doch diese gehen unter mit den Jahren, und ihre Urheber werden alle gleichermaßen vergessen, was auf der einen Seite traurig ist, auf der anderen Seite aber zu selbstverständlich, als dass sie die Traurigkeit dieses Aspekts je bemerken könnten.

Die Begegnungen, die ich habe, bleiben.
Sie heißen Cassie und Erik.

Cassie zeichnet mein Bild mit, seitdem ich denken kann. Auf zarte, unaufdringliche, liebevolle Weise, sie zeichnet in Pastelltönen, die so unauffällig sind, dass man befürchten könnte, sie würden zu schnell untergehen zwischen all den anderen, schreienden Farben des Lebens. Doch sie gehen nicht unter, denn ich schaue sie an, jeden Tag. Genauso, wie ich